

Mensch und Natur im Kalten Krieg. Konfrontation, Konflikt und Kooperation als Globalisierungskräfte
(*Thyssen Seminar in Kazan, Okt. 2014*)

Prof. Klaus Gestwa, Uni Tübingen

Mit unseren Vorträgen stellen wir Ihnen zum einen transnationale Zugänge vor, die es ermöglichen, globale Prozesse und lokale Dynamiken in Bezug zueinander zu setzen. Zum anderen skizzieren wir interessante Forschungsfelder, für deren Erschließung sich diese transnationalen Zugänge besonders eignen.

Die Umweltgeschichte gehört sicherlich zu den produktivsten Feldern der Geschichtswissenschaften der letzten Jahre. Ihr geht es nicht um die ausschließliche Erforschung von Flora und Fauna oder um die Dokumentation menschengemachter Umweltzerstörungen. Vielmehr bezieht die Umweltgeschichte ihren Reiz und ihre Relevanz daraus, dass sowohl das ökonomische und politische Handeln als auch der kulturelle Sinngebungsprozess untrennbar mit der Umwelt und ihren Ressourcen verwoben sind. Das Erkenntnisziel muss es daher sein, durch die Analyse der wechselhaften und aufschlussreichen Natur-Mensch-Beziehungen interessante Aussagen zu den Kernfragen zu treffen, die uns Historiker bewegen. Das heißt: zu den Machtverhältnissen der Zeit, den sozialen Ordnungen und den ihnen zugrunde liegenden kollektiven Identitäten.

Lange Zeit hat sich der Nationalstaat als Analyserahmen für umwelthistorische Studien als durchaus fruchtbar erwiesen. Landschaften wurden mit kulturellen Zuschreibungen symbolisch überhöht, um sie so in verklärter Form für die nationale Sinnstiftung zu instrumentalisieren. Sie kennen Formulierungen vom „**Vater Rhein**“, „**Mutter Wolga**“ oder vom Baikalsee als dem „blauen Auge Sibiriens“. Oft wird sogar der Charakter einer Nation aus dem Charakter der Landschaft abgeleitet, so wie in der russischen Selbstwahrnehmung die grenzenlose Weite des russischen Raum angeblich auch zu einer inneren Weite der russischen Seele führen sollte, was immer darunter auch zu verstehen sei. Kurzum: grüne Entwürfe der Nation, die sowohl Flüsse, Seen und Gebirge als auch Bäume, Tiere und Vögel zu nationalen Sinnbilder verklärten, spielten bei gesellschaftlichen Selbstfindungsprozessen im 19. und 20. Jh. eine bedeutende Rolle.

Der umwelthistorische Blick auf den Nationalstaat erschien zudem lange Zeit als gerechtfertigt, weil die zentralstaatliche Planungspolitik und Umweltschutzmaßnahmen wesentlich beeinflussten, wie sich in den einzelnen Ländern das Natur-Mensch-Verhältnis entwickelte. Dazu gehört auch, dass viele Länder schützenswerte Landschaften zu sogenannten „**Nationalpark**“ erklärten. Doch in den letzten Jahren ist die Notwendigkeit einer sowohl global erweiterten als auch regional verorteten Umweltgeschichte verstärkt eingefordert worden.

Das hat seinen guten Grund: Flora und Fauna, Flüsse, Ozeane, Umweltverschmutzung und Naturkatastrophen machen eben nicht an den staatlichen Grenzen halt. So macht die Erforschung des Klimas eine räumliche Eingrenzung gänzlich unmöglich. Die Umweltgeschichte ist quasi auf „natürliche Weise transnational“, so formulierte zutreffend der Münchener Historiker Uwe Lübken. Auch eine an Ressourcen interessierte Umweltgeschichte hat unbedingt globale Verflechtungen zu beachten, wie z.B. die Energiegeschichte zeigt, wenn mit amerikanischen Hochtechnologie auf der **arktischen Jamal-Halbinsel** russischen Gas gefördert wird, das im fernen Europa dann die Häuser wärmt.

Hinzu kommt, dass bestimmte ökologische Phänomene, Prozesse und Probleme weltweit an verschiedenen Orten auftreten. Bodendegradation, Überflutungen und Luftverschmutzung,

Waldbrände und Entwaldung beschäftigen zahllose Experten, die miteinander im engen Austausch stehen. So kommt es zu globalen Interaktionen sowie zu Formen der transnationalen Produktion und des grenzüberschreitenden Transfers von wichtigem Umweltwissen.

Zudem: wenn man genauer hinsieht, so zeigt sich, dass die grünen Entwürfe der Nation oftmals im Zeitalter der Romantik auch Resultate eines Kulturimports gewesen waren. Als Puschkin, Lermontov, Gogol' und Turgenev literarische Landschaftsbilder für die nationale Identitätsstiftung vorlegten und **Isaak Levitan** sowie Ivan Schischkin, der hier in Kazan das Gymnasium besuchte, die typisch russische Landschaftsmalerei begründeten, dann taten sie dies ganz im Sinne der europäischen Romantik. Sie eiferten erst Lord Byron und Goethe nach, um dann innerhalb des etablierten romantischen Genres ihren eigenen russischen Stil zu kreieren. Ein Stil, der wiederum auf Europa zurückgewirkt und dort wesentlich die Vorstellungen über Russland und seiner Bewohner mitbestimmt hat.

Bei den Umwelthistorikern geht das Interesse an dem transnationalen Weitwinkel aktuell einher mit den Bemühungen, ihren Studien zugleich mehr regionalhistorische Tiefenschärfe zu geben. So forderte die Freiburger Historikerin Julia Herzberg, „eine transnationale Umweltgeschichte auch von den kleinen Räumen her zu begründen.“ Die Region müsse als die „räumliche Heimat“ von Mensch und Natur stärker in den Mittelpunkt gestellt werden. Oftmals kommt das Globale wie der Klimawandel nämlich erst im Lokalen in Form von Wetterextremen wie Überflutungen, Dürren und Erdbeben zur Anschauung. Der regionale Zugang bietet gute Erkenntnischancen:

1. Eine auf die Verhältnisse vor Ort fokussierte Perspektive ermöglicht die genaue Verortung historischer Akteure in ihren Lebenszusammenhängen. Denn erst über die genauere Rekonstruktion menschlicher Erfahrungen und Erwartungen sowie kollektiver Deutungen und Handlungen lassen sich weiterführende Aussagen über Kräfte, Formen und Folgen sozioökologischen Wandels herauszuarbeiten und damit neue Einblicke in die sich verändernden Machtverhältnisse der Zeit zu gewinnen. Erst wenn die sozialen Ursachen und Folgen natürlichen Vorgänge in einem kleinen regionalen Rahmen genauer untersucht worden sind, lassen sich davon ausgehend weitere Bezüge auch zu übergeordneten nationalen und globalen Zusammenhängen erarbeiten.
2. Die Umweltgeschichte geht davon aus, dass das Soziale nicht nur als reine Interaktion zwischen Menschen und Gruppen verstanden werden darf. Es gilt vielmehr, verstärkt die Rolle und Funktion natürlicher Faktoren zu beachten. Wegen ihrer vielen Eigendynamiken war die Natur mehr als nur historisches Objekt; sie ist auch als ein historischer Akteur der besonderen Art zu begriffen. Erst durch das Zusammenwirken von ökologischen Prozessen mit technischen Verfahren, administrativen Praktiken und kulturellen Deutungen werden Räume erschlossen und soziale Ordnungen geschaffen. Diese Beziehungsverhältnisse zwischen dem Natürlichen und dem Sozialen, dem Materiellen und dem Diskursiven lassen sich am besten durch die genaue Analyse lokaler Kontexte erkunden.

An zwei Beispielen möchte ich Ihnen jetzt erklären, welches Erklärungspotential die miteinander verwobenen globalen und regionalen Signaturen der Umweltgeschichte haben.

1. Die Ostsee:

Die Ostsee war während der Jahrzehnte des Kalten Kriegs ein nordosteuropäisches Binnenmeer, das westliche, östliche und neutrale Staaten sowohl voneinander trennte, als auch miteinander verband. Mit Bezug auf alarmierende Studien verkündete ein Titelbild der bekannten deutschen Zeitschrift Der SPIEGEL im Jahr 1973, die Ostsee habe sich zum „schmutzigsten Meer der Welt“ entwickelt. Sie stelle, von allen seinen Anrainerstaaten hemmungslos als Abfallbehälter benutzt, ein „Meer voller Unrat und Hässlichkeit“ dar, dem sein baldiger ökologischer Tod drohe. Von Beginn an war klar, dass der Kampf zur Reinhaltung der Ostsee nicht

im nationalen Alleingang gewonnen werden konnte. Auf Initiative von Schweden und Finnland hin, unterzeichneten 1974 alle sieben Ostsee-Anrainerstaaten mit der Helsinki-Konvention ein multilaterales Umweltabkommen. Dessen Verdienst lag darin, transnationale Begegnungsräume geschaffen und damit Umweltexperten zu Kommunikatoren im Kalten Krieg gemacht zu haben. Überzogen mit einem dichten Netz von Mess- und Forschungseinrichtungen gehörte die Ostsee schon in den 1980er Jahren weltweit zu einem der am intensivsten überwachten Meeresgebiete. Das legte wichtige Grundlagen für eine Ost-West-Kooperation, die schließlich, wenn auch langsam eine ökologische Sanierung der Ostsee auf den Weg brachte.

Diese transnationale Umweltinitiative im Ostseeraum passte gut zum damals erwachenden ökologischen Weltgeist. Zu Beginn der 1970er wuchs die Zahl an besorgniserregenden Umweltberichten allerorten. Der globale Horizont der Umweltkrise geriet damals in Sicht; die 1970er Jahre wurden damit zur Dekade des ökologischen Aufbruchs. Ein Meilenstein dieser Internationalisierung war die erste Konferenz der Vereinten Nationen über die Umwelt des Menschen, die 1972 in Stockholm stattfand. Die Weltgemeinschaft bekannte sich zur grenz- und blocküberschreitenden Zusammenarbeit im Umweltschutz. Diese Verdichtung der ökologischen Kommunikation im globalen Maßstab wurde nicht zuletzt auch durch die erfolgreiche Entspannungspolitik der 1970er Jahre befördert, die den Kalten Krieg ein wenig zähmte. So beinhaltete im August 1975 in Helsinki unterzeichnete KSZE-Schlussakte einen sogenannten Korb zur Zusammenarbeit in Wissenschaft und Technik; darin integriert eine gemeinsame Umweltschutzerklärung. Das Gesellschaftsklima wurde damals erstmals weniger bestimmt von der kollektiven Furcht vor dem atomaren Schlagabtausch, sondern vor allem von einem durch Umweltalarme und ökologische Katastrophen geschaffenes globales Bedrohungsszenarium, das fragile Raumschiff Erde könne durch das unbedachte menschliches Handeln zerstört werden.

Die sowjetische Politik bemühte sich damals zwar, mit ihren ideologischen Scheuklappen unerlässlich zu erklären, die Umweltkrise sei nur ein Problem der kapitalistischen Welt. Aber in der Auseinandersetzung mit den oft ins Russische übersetzte Umweltbestsellern erkannten immer mehr, dass sich die darin geschilderten Zuständen oftmals auch im eigenen Land beobachten ließen. In der politischen Sprache der Sowjetunion machte der zuvor meist nur von Experten verwendete Begriff *Ekologija* während der 1970er Jahre nun eine steile Karriere. Der Glaube an die Immunität des Sozialismus gegenüber der Umweltkrise verlor zudem rasant an Anhängern, weil diese in den 1970er und vor allem in den 1980er Jahren immer mehr die Folgen des sowjetischen Raubbaus entweder am eigenen Leib oder über die sowjetische Presse erfuhren, die um über Umweltverschmutzungen durchaus berichtete. Ende der 1980er Jahre erstellten internationale Experten eine Liste der am stärksten verschmutzten Städte. Dabei landeten sowjetische Industriezentren wie Noril'sk, Bratsk, Magnitogorsk und Mariupol' auf den oberen Plätzen dieser Hitparade des ökologischen Grauens.

Als in den 1970er Jahre der Umweltschutz zu einem globalen Politikfeld aufstieg, zwang die Logik der Systemkonkurrenz die Sowjetunion dazu, in der Umweltarena Präsenz zu zeigen, um politische Imagegewinne zu erzielen. Deshalb kann es in den 1970er Jahren zu einer regelrechten Welle von neuen, für die damalige Zeit modernen und anspruchsvollen Umweltgesetzen. Damit setzte sich die sowjetische Partei- und Staatsführung zum einen unter umweltpolitischen Handlungsdruck; zum anderen bot sie ihren Bürgern, ein Arsenal von Argumenten, die genutzt werden konnten, um durch die Problematisierung ökologischer Anliegen dem allgemeinen Unbehagen an der Sowjetmoderne Ausdruck zu verleihen, die wachsende Entfremdung zu thematisieren und mehr Mitsprache sowie Bürgerrechte einzufordern. Umweldebatten boten den Unzufriedenen ein neues Forum und entwickelten sich sogar zu Vehikeln des politischen Protests.

Das zeigte sich vor allem in Estland, einer Sowjetrepublik, deren Führung und Bevölkerung schon sehr früh ein Umweltproblembewusstsein entwickelt hatten. Mitte der 1980er Jahre formierten sich kritisch-oppositionelle Einzelstimmen zu einem empörten Massenchor. Ein breiter gesellschaftsübergreifender Protest formierte sich, weil das Moskauer Ministerien im Norden Estlands mit dem **Abbau von Ölschiefer und Phosphoriterze** beginnen und große Gebiete in eine düstere Mondlandschaft verwandeln wollten. 1987 nahm die Öko-Glasnost in Estland immer mehr Fahrt auf. Der Protest wurde internationalisiert, weil die estnischen Aktivistinnen vor allem in Schweden und Finnland glaubhaft vermitteln konnten, dass der expansive Abbau von Ölschiefer und Phosphoriterzen eine Bedrohung für den gesamten Ostseeraum darstelle. Das verlieh dem Umweltprotest deutlich mehr Plausibilität. Diese Politisierung der Ökologie leitete auch direkt über zu anderen bewegenden Streitthemen wie zur Geschichte des **Hitler-Stalin-Paktes von 1939**, der zur Zwangsintegration des Baltikums in das Sowjetimperium und zu traumatischen Terror- und Deportationswellen geführt hatte. Ein separatistischer Öko-Nationalismus formierte sich. Die Protagonisten der estnischen Volksfront und mit ihnen die große Mehrheit der Esten meinten deshalb schließlich, die heimatliche Natur und Kultur seien nur durch die staatliche Unabhängigkeit und den Austritt aus dem Sowjetimperium zu retten.

Das Beispiel der Ostsee zeigte also, wie die Umwelt in den 1970er und 1980er Jahren zu einem blockübergreifenden Handlungsfeld wurde und wie sich dabei transnationale Vorgänge und regionale Dynamiken ineinander verschränkten, um die Moskauer Führung – als die zentralstaatliche Ebene – politisch stark unter Druck zu setzen, weil sie es nicht vermochte, die eigenen stolz verkündeten umweltpolitischen Vorgaben praktisch umzusetzen. Moskaus grüne Imagekampagne trug wegen ihrer praktischen Erfolgslosigkeit vor Ort zum Legitimitätsverlust des sowjetischen Parteistaats bei.

Nach dem Zerfall des Sowjetimperiums zählten die Umweltprobleme aber schon bald nicht mehr zu den Themen, die im postkommunistischen Estland Politik und Öffentlichkeit besonders bewegten. Auch der zuvor angefeindete Abbau von Ölschiefer und Phosphoriterzen wurde nach 1991 keineswegs eingestellt. Er erwies sich für die Volkswirtschaft des unabhängigen Estlands einfach als zu wichtig. Aber neu installierte, aus Schweden und Finnland importierte Klär- und Filteranlagen führten zu einer deutlichen Herabsetzung des Schadstoffausstoßes. An den estnischen Flüssen und Küsten konnten die Behörden das Badeverbot wieder aufheben, das vielerorts seit 20 Jahren bestanden hatte.

2. Die Polarforschung und der Klimawandel

Ein wichtiges Ereignis der globalen Wissenschafts- und Umweltgeschichte war das 1957 ausgerichtete **Internationale Geophysikalische Jahr**. Britische und amerikanische Forscher hatten es vorbereitet, es brachten sich dann aber auch sowjetische Wissenschaftler mit sehr ehrgeizigen Programmen erfolgreich darin ein. Die Forscher hatten erkannt, dass sich grundlegend neues Umwelt- und Klimawissen und ein besseres Verständnis vom System Erde nur mehr durch die globale Zusammenarbeit erreichen ließen. Am bis dahin einzigartigen Weltjahr der Wissenschaften nahmen 67 Staaten teil. Seine Organisatoren feierten dieses globale „Konzert der Experimente“ als hoffnungsvollen Brückenschlag über die politischen Abgründe des Kalten Kriegs hinweg. Und das wirklich nicht zu Unrecht: Es kam zu global koordinierten Forschungsprogrammen und anschließend zum einem freiwilligen Austausch weitgehend unzensurierter geophysikalischer Beobachtungen und Messdaten, die mit Hilfe neuer leistungsstarken Technologien wie Satelliten und Computer gewonnen wurden. Besonders die Polarforschung profitierte davon. Überzogen mit einem Netz neuer Forschungsstationen wurde die Antarktis, bis dahin letzte *Terra Incognita* unseres Erdballs, zum größten Freiluftlabor der Welt.

Der Erfolg des Internationalen Geophysikalischen Jahres hatte auch politische Folgen. **1959 beschlossen, trat der Antarktis-Vertrag 1961 in Kraft.** Er internationalisierte den bislang staatsfreien polaren Raum, so dass kein Land am Südpol Gebietsansprüche geltend machen konnte. Von Zeitgenossen als „Welt-Friedensvertrag“ gefeiert, bezeichnete er den antarktischen Großraum explizit als gemeinsames, schützenswertes Erbe der Menschheit, als ein Kontinent ohne Waffen und Grenzen. Auch die natürlichen Ressourcen der Antarktis, selbst Wale und Fische, durften nicht mehr ausgebeutet werden. Als Meilenstein der internationalen Politik wurde der Antarktis-Vertrag zum Vorbild für weitere Abkommen, so für den 1967 verabschiedete Weltraumvertrag, der dem erdnahen Orbit den Status eines politischen Niemandslands zuwies.

Zudem: mit dem IGY kam es in der Folgezeit zu zunehmenden wissenschaftlichen Kooperationen und zu einem verstärkten Engagement internationaler Organisationen. Ohne die damals etablierte globale Antarktisforschung wäre in den 1980er Jahren kaum die Existenz des Ozonloches nachgewiesen worden; ferner wäre es auch nicht zu Durchbrüchen bei der Erforschung des Klimawandels gekommen. 1984/85 organisierte ein internationales Forscherteam in der Nähe der sowjetischen Polarstation **Vostok Tiefenbohrungen im antarktischen Gletscher.** Die dabei gewonnenen in Eisbohrkernen eingeschlossenen Luftbläschen erwiesen sich als verlässliche Zeitzeugen; sie gaben Aufschluss über die sich wandelnde Zusammensetzung der Erdatmosphäre. So konnte damals der stichhaltige Nachweis erbracht werden, dass Treibhausgase Einfluss auf das Weltklima nehmen und es erwärmen.

Diese gemeinsam gewonnenen wissenschaftlichen Erkenntnisse hatten umweltpolitische Folgen. 1987 kam es zu internationalen Abkommen, um die Ozonschicht in der Erdatmosphäre zu schützen und so die Zunahme der Hautkrebserkrankungen zu begrenzen. Der Klimawandel blieb in den 1980er Jahren auch kein theoretisches Abstraktum, sondern er schlug sich in Form häufiger und verheerender werdenden Dürren in vielen Agrarregionen vor Ort nieder und wurde so für die Menschen erfahrbar. Davon betroffen war auch die Sowjetunion, deren Landwirtschaft schwer unter den Folgen langandauernder Trockenperioden litt. Die bedrohlichen Zukunftsprognosen der Klimaforscher und die Dürren veranlassten damals die Regierungen dazu, die Klimapolitik im internationalen Maßstab zu institutionalisieren. Es kam zur Gründung des Zwischenstaatlichen Ausschusses für Klimaänderungen (**Intergovernmental Panel on Climate Change – IPCC**), dessen Aufgabe darin bestand, die Risiken der anthropogenen Klimaerwärmung näher zu erforschen und einen politischen Konsens herbeizuführen, um völkerrechtlich verbindliche Abkommen zur Reduktion von Treibhausgasen möglich zu machen. Die internationale Klimaforschung geriet aber schon bald in die chaotischen Abläufe des Politikbetriebs; bis heute wird – wie Sie sicherlich wissen – hartnäckig um ein globales Klimaschutzabkommen gerungen, das eine Begrenzung der Erderwärmung ermöglichen soll. Auch wenn die umweltdiplomatische Konfliktvermittlung oft schwierig ist und ein globaler klimapolitischer Aktionsplan weiterhin aussteht, so zeigt sich an den Debatten zum Klimawandel doch, welchen Bedeutungswandel die internationale Umweltpolitik in den letzten Jahrzehnten durchgemacht hat.

Der Aufstieg von Umwelt- und Klimathemen zu einem vielbeachteten globalen Politikum wirft interessante Forschungsfragen auf, die ich kurz skizzieren möchte.

Erstens wissen wir bis heute kaum, wie sich sowjetische und später russische Umweltexperten auf internationalen Umweltkonferenzen und in internationalen Organisationen einbrachten und welche Handlungsräume sie hatten, um dank ihrer Präsenz auf der Parkett globalen Umweltpolitik auf die Gestaltung sowjetischer und russischer Politik Einfluss zu nehmen. Diese Interaktionen müssen unbedingt systematisch untersucht werden.

Zweitens ist noch wenig bekannt, welche Folgen die mit dem Klimawandel verbundenen globalen Vorgänge auf die regionalen Verhältnisse hatten. Es gab globale Programme zur Be-

kämpfung von Desertifikation, von Staubstürmen und Erosion, zudem auch Debatten zur globalen Wasserkrise und den damit verbundenen Problemen der Bodenversalzung. Haben sie Einfluss auf die Nutzung der Boden- und Wasserreserven in den einzelnen sowjetischen Regionen genommen? Welche lokale Dynamiken wurden ggf. dadurch freigesetzt? Es fällt z.B. auf, dass die sowjetische Bodenkunde als Wissenschaftsdisziplin international einen guten Ruf hatte, aber ihre Vorschläge oftmals nur bedingt agrarpolitisch umgesetzt wurden. So wurde das Insektenvernichtungsmittel DDT trotz weltweiter Ächtung und eines sowjetischen Verbots weiterhin auf sowjetischen Feldern verteilt, oft mit schweren Folgen für Natur und Mensch. Die fortgesetzte Krise der Landwirtschaft, der ökologisch oftmals desolate Zustand der Agrarregionen und der unsinnige Umgang mit Wasser, **deutlich geworden im Austrocknen des Aralsees**, sind umwelthistorische Probleme, die unbedingt intensiver regionalhistorischer Studien bedürfen. Nicht zuletzt deshalb, weil in der Gegenwart durchaus vergleichbare ähnliche Problemkonstellationen zu erkennen sind, auch wenn mittlerweile in Russland große Agrarkonzerne an die Stelle der ehemaligen Kolchozen getreten sind.

Und **drittens**: Der Klimawandel wird für Russland aber nur als Bedrohung, sondern im Hohen Norden sogar als Verheißung wahrgenommen. Das Schmelzen der Eisberge und Gletscher in der Arktis schafft nicht nur bessere Bedingungen für den Schiffsverkehr, sondern ermöglicht es auch, die Rohstoffe und Energieressourcen jenseits des Polarkreises besser zu erschließen. Das weckt Begehrlichkeiten. Gebietsansprüche werden erhoben, so u.a. als im erneuten Internationalen Geophysikalischen Jahr 2007/8 russische Polarforscher **die russische Flagge auf dem Meergrund** unter dem Nordpol absetzten.

Bedenklich stimmt auch, dass die militärische Präsenz allerorten in der Arktis zunimmt, zudem dringt die Industrie immer weiter jenseits des Polarkreises vor. Aktuell international sehr umstritten ist vor allem die Offshore-Förderungen von Gas und Öl, die im stürmischen Nordpolarmeer als hochriskant gilt und eine Bedrohung für die gesamte Natur der Arktis darstellt. Deshalb protestieren internationale ökologische Nichtregierungsorganisation vehement dagegen, wie der Zwischenfall mit dem Greenpeace-Schiff *Arctic Sunrise* an einer Gazprom-Plattform im September 2013 zuletzt spektakulär zeigte. Während die Antarktis internationalisiert und vor militärischer Präsenz und ökonomischer Ausbeutung geschützt ist, gibt es wegen der Arktis zahlreiche internationale Konflikte.

Diese politische Aktualität stärkt natürlich das Interesse an der Polargeschichte. Eine Geschichte, die jenseits der aus stalinistischer Zeit oft bemühten Heldennarrative von Otto Schmidt und Ivan Papanin auch auf andere Weise erzählt werden kann. Die sowjetische Eroberung der Arktis war nicht nur Triumph; sie war auch Tragödie. So wissen wir immer noch zu wenig, wie die arktischen Urvölker vor Ort den Einbruch der sowjetischen Industriegesellschaft in ihre Siedlungsgebiete erfahren haben. Auch die Rolle der sowjetischen Polarforschung zwischen globaler Vernetzung und regionalen Studien, zwischen nationaler Errungenschaft und internationaler Verantwortung weiterer Erforschung. Hier ist noch ein großes polares Forschungsfeld zu erschließen, dessen Erkundung der globalen Umweltgeschichte weitere Anregungen und Impulse geben kann.

Unsere drei einleitenden Vorträge dienten dazu, deutlich gemacht zu haben, dass angesichts der zahlreichen grenzüberschreitenden Interaktionen Geschichte nicht in den Grenzen abgeschlossener nationaler oder imperialer Räume erzählt werden kann. Methodisch bedeutet dies, über im Kern internalistische Analysen hinauszugehen und den Blick verstärkt auf die grenz- und blockübergreifenden Verflechtungen und Interdependenzen zu richten. Gesellschaften wandelten sich keineswegs nur allein aus sich selbst heraus, sondern auch weil sie auf Entwicklungen in anderen Ländern reagierten und mit ihnen in mitunter weltumspannenden Interaktionssystemen verbunden waren.

Schon in der bipolaren Welt des Kalten Kriegs gab es zahlreiche untersuchungswerte Austauschprozesse, die der Globalisierung nach 1991 voraus und sodann in ihr aufgingen. Der Kalte Krieg mit seinem unerbittlichen Wettstreit der Modernen des 20. Jh. führt einerseits zu Spaltung der Welt; die Systemkonkurrenz provozierte zahlreiche riskante Konflikte, die sich auch in der internationalen Umweltpolitik niederschlugen und dies heute noch tun. Andererseits ist kaum zu übersehen, dass durch die sich ausbreitende und zugleich beschleunigende Zirkulation von Menschen, Gütern und Ideen die Geschichte der Welt nach 1945 immer transnationaler und immer verflochtener wurde. Ungeachtet aller Mauern und Abgründe zeichneten sich erste zaghafte Konturen von Weltgesellschaft ab, was die wachsenden Zahl von internationalen Organisationen und ihr zunehmendes weltpolitische Engagement besonders unterstreichen. Die Erkenntnis vom verletzlichen „**Raumschiff Erde**“, die seit den 1970er Jahren die Weltsicht veränderte und das Menschheitsgefühl stärkte, hat sicherlich dazu beigetragen. Deshalb muss die Globalisierung in Geschichte und Gegenwart nicht nur wirtschaftlich und kulturell, sondern auch ökologisch gedacht werden, auch wenn in einigen Ländern die zuweilen stürmische Ökologisierung von Gesellschaft und Politik mittlerweile versandt ist.

Umweltdebatten – auch das lehrt die Geschichte – sind stets Indikator für gesellschaftlichen Wandel, für kritisches Denken und für Demokratisierung. Sie geben den Bürgern Möglichkeiten zur Mitsprache, um sich bei der Gestaltung ihrer Lebensverhältnisse aktiv einzubringen und sich nicht zum willenlosen Objekt von Wirtschaft und Politik degradieren zu lassen. Dort, wo Umweltfragen nicht offen diskutiert werden, ist es um Politik und Gesellschaft zumeist schlecht bestellt.

